

Simon Wiesenthal: Doch die Mörder leben. Herausgegeben und eingeleitet von Joseph Wechsberg. München/Zürich 1967. Droemer-Knaur. 430 Seiten.

Die Frage nach der Verjährungsfrist für nationalsozialistische Gewaltverbrechen hat die Öffentlichkeit in den letzten Jahren immer wieder beschäftigt¹. Auch heute steht bereits wieder fest, daß bis zum Ablauf der Frist im Jahre 1969 noch längst nicht alle Verbrechenskomplexe so weit geklärt sind, daß wenigstens bei dem größten Teil der NS-Verbrecher die Verjährung unterbrochen und Anklage erhoben werden kann. Auch darum ist Simon Wiesenthals aufrüttelndes Buch so ungeheuer wichtig. Der Leiter des Wiener Dokumentationszentrums des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes berichtet hier geradezu unglaubliche, jedoch authentische Geschichten; eine der unglaublichsten ist die über den früheren Beauftragten Adolf Eichmanns in Den Haag, den Juristen Erich Rajakowitsch, rechtskräftig wegen Verbrechen verurteilt und weiterhin auf der holländischen Fahndungsliste, heute ein wohlhabender Geschäftsmann in Graz, der sich nicht gescheut hat, den Verfasser auf Grund des Rajakowitsch-Kapitels in diesem Buch wegen angeblicher Ehrkränkung in München zu verklagen. – In einer eindrucksvollen Einleitung schildert der Herausgeber, der bekannte Publizist *Joseph Wechsberg*, Simon Wiesenthal und seine Aufgabe: seit 1945 versucht er, über alle Widerstände hinweg, die Mörder von 11 Millionen Menschen – Juden, Jugoslawen, Russen, Polen, Tschechen, Holländern, Franzosen und vieler anderer Nationen – vor die Gerichte zu bringen. Sein Buch ist mehr als ein dokumentarischer Bericht der einzelnen sensationellen Fahndungen nach Verbrechern wie Eichmann, Mengele, Stangl und Bormann und seines erfolgreichen Kampfes gegen die nationalsozialistische Fluchthilfeorganisation ODESSA – jedes Kapitel läßt das unvergeßliche Bild eines Mannes erkennen, dem es nicht um Rache und Vergeltung geht, sondern um Gerechtigkeit gegenüber den ehemaligen Repräsentanten der nationalsozialistischen Rassendoktrin und bürokratischen Todesmaschinerie (wie z. B. den früheren Vorgesetzten von Rajakowitsch, Wilhelm Harster, bis 1966 Oberregierungsrat im Bayrischen Innenministerium) und um das mahnende Andenken an die Millionen ihrer Opfer. A. Götz v. Olenhusen

Rom und die Juden – Israel und die Jahrtausende – Die Juden in ihrem Land

Eva und Zeev Goldmann/H. Wimmer: Das Land, das ich dir zeigen werde, Israel und die Jahrtausende. Luzern/Frankfurt 1967. C. J. Bucher Verlag. 162 Seiten.

Pinchas E. Lapide: Rom und die Juden (vgl. o. S. 156 f.).

David Ben Gurion (Hrsg.): Die Juden in ihrem Land – Die Geschichte des Volkes Israel von den Anfängen bis in unsere Zeit. Würzburg 1967. Arena Verlag. 392 Seiten.

„Wir erkennen heute, daß viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen verhüllt haben...“ So beginnt das „Bußgebet“, das Papst Johannes XXIII. wenige Tage vor seinem Tode verfaßt haben soll. Obwohl seine Authentizität² von niemanden bestätigt, vielmehr entschieden bestritten wurde³, steht es gleich bei zwei Büchern, die die-

sen Herbst erschienen sind, auf der ersten Seite. Offenbar haben die Autoren, es sind in beiden Fällen Juden aus Israel, das Gebet als kongenial mit der Geisteshaltung und ihren Eindrücken von Papst Johannes empfunden. Jedenfalls spiegelt sich darin, wie einer von ihnen ausdrücklich anmerkt, „das neue Verhältnis der Kirche zu den Juden“. Man könnte umgekehrt sagen, die Tatsache dieser Zitierung bezeugt auch ein neues Verhältnis der (oder doch dieser) Juden zur Kirche.

Dieses Verhältnis zu verbessern ist das ausdrückliche Anliegen des Werkes von P. E. Lapide, *Rom und die Juden* [vgl. o. S. 156 f.]. Lapide ist Jude aus Israel und Historiker. Er beginnt mit der Bemerkung, es sei „keine Übertreibung, wenn man sagt, daß ein frommer jüdischer Eremit sein gesamtes religiöses Leben damit zubringen könnte, die 613 Vorschriften seines Glaubens zu praktizieren, ohne überhaupt festzustellen, daß es das Christentum gibt. Anders der fromme Christ, der seine heiligen Schriften nicht aufschlagen kann, ohne mit dem konfrontiert zu werden, was die Kirche, das Mysterium Israel zu nennen liebt. Der Mangel daran – vom jüdischen Standpunkt aus betrachtet – ist der, daß sämtliche Bemühungen der Christen, dieses Geheimnis zu enträtseln, dazu führen, daß dem Judentum fast nur negative Aspekte zugeschrieben wurden.“ Und es beginnt die Geschichte der „seltsamen Ambivalenz“, die seit dem dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung das Verhalten der Christen zu den Juden charakterisiert. Es ist dies für den Autor allerdings nur die Vorgeschichte. Denn wie der präzisere Titel des englischen Originals ankündigt, geht es ihm um die *letzten drei Päpste und die Juden*, und hier ganz speziell um die Rehabilitierung des von Rolf Hochhuth angeschlagenen Rufes Pius' XII. in dieser Frage. Obwohl im einen oder andern Echo die „Gegenposition“ zum Stellvertreter als „vielleicht ein wenig zu radikal“ empfunden wurde, hat der Autor als aufrechter, unvoreingenommener Mann offenbar auch bei seinen Glaubensgenossen Anerkennung gefunden. The „Jewish Chronicle“ in London mindestens findet Lapidés Beweisführung „schlüssig“ und fragt: „Hätten denn Papst Pius XII. und seine Kirche überhaupt mehr tun können?“ Aber mit der Berichtigung des Stellvertreters ist das Anliegen des Autors keineswegs erfüllt. Das was wir vorhin „Vorgeschichte“ nannten, kann er gewiß nicht ohne weiteres als belanglos ansehen. Es reicht zu nahe an unser Jahrhundert heran, als daß darin nicht mit einer psychologischen Wurzel für den Antisemitismus gesehen werden müßte, der im Dritten Reich seine grauenhaften Haßorgien gefeiert hat, mögen diese auch, wie Lapide (S. 368 bis 370) nicht zu dokumentieren vergißt, das Christentum als „Frucht des Judentums“ miteingeschlossen haben.

Es ist richtig und wichtig, daß ein heute lebender Katholik erfährt, wie man in Rom noch unter Leo XIII. geredet und geschrieben hat. Wenn dabei die „Civiltà Cattolica“ eine besonders traurige Rolle spielte, so wäre (zu Seite 32) anzumerken, daß die Bezeichnung „Zeitschrift des Jesuitenordens“ nicht ganz exakt ist. Wie heute wurde die „Civiltà“ zwar von italienischen Jesuiten redigiert, aber nicht als freie Veröffentlichung ihrer Ordensprovinz, sondern als unmittelbar vom päpstlichen Staatssekretariat abhängige, jedes Mal vorzensurierte, oft auch von dort diktierter oder doch inspirierter Zeitschrift. Was nun freilich nicht heißen soll, die Jesuiten hätten deshalb in dieser Angelegenheit weniger Bußgesinnung nötig, um sich künftig vor Rückfällen zu schützen. In seinem letzten Kapitel

¹ Vgl. FR XVI/XVII, 1964/65, S. 95 ff.

² s. o. S. 156 – Lapide (S. 349) orientiert in einer ausführlichen Anmerkung über die Geschichte der Veröffentlichung und der nachfolgenden Dementis dieses Gebets und über seine Einstellung dazu.

³ Vgl. o. S. 106.